

# Die Entwicklung zum naturnahen Wald

Von Gisela Deckert

Bei Spaziergängen durch Brandenburger Wälder, besonders im Naturpark Dahme-Heideseen, fällt uns auf, dass in vielen bisher sehr eintönigen Kiefernforsten erheblich ausgelichtet wurde und die Kronen der gefällten Bäume, ja sogar die Stämme dünner Kiefern und einzelne von selbst oder durch Sturm umgestürzte Bäume im Bestand liegen geblieben sind. Dies ist nicht Ausdruck von Geldmangel oder Schlamperei, sondern der erste Schritt zum naturnahen Wald. Durch die erhöhte Struktur siedeln sich sogleich mehr Tierarten an. Baumpieper und Gartenrotschwanz ziehen als Erste hier wieder ein. In den vergangenen Jahrhunderten, mit Beginn der Forstwirtschaft, war man der Meinung, dass dicht gepflanzte Kiefern ohne Strauch- und Krautschicht, also ohne Konkurrenz, den schnellsten und besten Holzzuwachs liefern. Sorgfältig wurde jedes Totholz entfernt, weil es als schädlich und überflüssig galt. Diese Monokulturen, in denen meist nicht einmal einzelne Birken geduldet wurden, waren außerordentlich artenarm. So ist es kein Wunder, dass auch die Forstwirtschaft, nächst der intensiven Landwirtschaft, erheblichen Artenschwund verursacht hat. Die Bäume erwiesen sich als anfällig für die verschiedensten Krankheiten und Raupenfraß, noch verstärkt dadurch, dass der Boden durch fehlende Krautschicht und oft noch zusätzlicher Absenkung des Grundwasserspiegels nicht mehr genügend Nahrung bot. Nadelfressende Insekten hatten leichtes Spiel, da ihre Widersacher so gut wie verschwunden waren. Auch lässt die Qualität eines auf solche Weise gewachsenen Holzes sehr zu wünschen übrig. Da man kein Tot-

holz duldete, sind wichtige Glieder im Waldökosystem stark gefährdet. 60% der 1340 im abgestorbenen Holz nachgewiesenen Käferarten stehen inzwischen auf der Roten Liste der bedrohten Arten.

Rehe, Rot- und Damhirsche leiden unter Nahrungsmangel wegen der sehr geringen Ausbildung der Strauch- und Krautvegetation und fressen gierig jedes auskeimende Pflänzchen ab, so dass eine Naturverjüngung des Waldes unmöglich ist. Aus diesem Grunde werden jetzt größere Waldflächen für einige Jahre eingezäunt, um das Wild fern zu halten. Die Wirkung dieser Maßnahme ist verblüffend. Innerhalb der eingezäunten Fläche schießen in kurzer Zeit Birken, Ebereschen, Eichen und andere Gehölze in unerwarteter Üppigkeit auf, während der Boden außerhalb völlig kahl bleibt. Es blühen wieder Glockenblumen und Habichtskräuter, gefolgt von Schmetterlingen und anderen Insekten. 164 Insektenarten sind speziell an die Birke und 298 an die Eiche angepasst, so dass das Nahrungsnetz des Waldes allmählich wieder dichter wird. Man hört wieder die Reviergesänge von Fitis, Waldlaubsänger, Mönchs- und Gartengräsmücke, Zaunkönig und Heckenbraunelle. Auch ist der Wald durch die Laubbäume kaum mehr für Feuer anfällig. Später darf das Wild wieder Zutritt haben und von der üppigen Vegetation profitieren, ohne Schaden anrichten zu können. Bis ein Wald mit unterschiedlich alten Bäumen, vielen Spechthöhlen, kleinen Lichtungen und großem Totholzanteil entstanden ist, werden freilich noch viele Jahrzehnte vergehen. Wald braucht Zeit für seine Entwicklung; wobei der Zufall eine

große Rolle spielt, der für unterschiedliche Ansiedlung und Häufigkeitsverschiebungen einzelner Arten und damit für Dynamik sorgt. Wald bildet ein vielfach verzahntes lebendes System und kann nicht als maschinengerechte Baumfabrik überdauern, wie man sich dies bis vor kurzem noch gedacht hat.

Besonders günstig für natürliche Waldentwicklung ist eine völlig spontane Wiederbewaldung von Brandflächen ohne künstliche Aufforstung. Hier siedelt sich an, was von der Umgebung an Samen anfliegt, vom Eichelhäher gepflanzt oder von Drosseln, Staren und Grasmücken über den Darmtrakt ausgesät wird. So entstehen durch Konkurrenz besonders gut an den Standort angepasste Varianten, eine genetische Vielfalt, die weit besser auf eventuelle Klimaveränderungen reagieren und überleben kann, als künstlich angepflanzte Bäume aus der Baumschule.

Glücklicherweise ist auch das Wegenetz in unseren Wäldern nicht sehr dicht, nicht befestigt und grundsätzlich für Autos und Motorräder gesperrt, so dass Kröten, Frösche, flugunfähige Laufkäfer und andere Kleintiere keine unüberwindlichen Barrieren vorfinden. Stressempfindliche Arten, wie Milan, Habicht, Adler und Rothirsch können in durch Totholz, Farne, und Sträucher schwer zugänglichen Waldabschnitten ungestört ihre Jungen aufziehen. Der Wanderer findet Ruhe und Erholung und manche interessante Begegnung mit Greifvögeln und Säugetieren.

Eine Chance für natürliche Waldbestockung sind die in den letzten 40 bis 80 Jahren entstandenen Erlenbrüche. Bevor sie nach und nach in früheren Jahrhunderten abgeholzt wurden, um Wiesen für das Vieh zu schaffen, bedeckten sie einst große Flächen an Seen und Flüssen. Nachdem Maschinen die Mahd mit der Sense ersetzt hatten, ließen sich nasse und sehr feuchte Wiesen nicht mehr bewirtschaften. Die-



*Gierende Jungamseln im Nest*  
Foto: W. Kläeber

jenigen, die dann auch noch schwierig oder gar nicht zu entwässern waren, überließ man als «Unland» sich selbst. In freier Sukzession wuchsen Erlen auf, stellenweise auch Weiden und Moorbirken. Abgestorbene und umgestürzte Bäume, herabgefallene Äste bilden eine Unmenge an Totholz. Je nach Nährstoffgehalt finden wir eine charakteristische Krautflora. Oft sehr nass, sind diese Wälder so gut wie unbegebar. Sie begrenzen viele der ökologisch so bedeutsamen Fluss-, Bach- und Seeufer und bieten dadurch unzähligen kleinen und großen Arten ungestörte Zuflucht, darunter Seeadler, Schwarzstorch und



*Körniger Laufkäfer (Carabus granulatus)*  
Foto: W. Kläeber

Fischotter. Der größte Teil dieser völlig unbewirtschafteten Wälder sind inzwischen Naturschutzgebiete und zum Teil besonders geschützt nach der Richtlinie des Rates der Europäischen Gemeinschaft zur Erhaltung der natürlichen Lebensräume, sowie der wildlebenden Tiere und Pflanzen (FFH-Richtlinie), weil sich hier viele Arten der Roten Liste eingefunden haben. Grundsätzlich gehören alle Bruchwälder deutschlandweit zu den gesetzlich geschützten Biotopen. Da der Eisvogel kaum noch Steilufer für die Anlage seiner Brutröhren findet, gräbt er sie in Wurzelteiler großer umgestürzter Erlen. Erhöht sich der Wasserstand längere Zeit, ster-

ben große Erlen ab. Es entstehen Lichtungen, auf denen in kurzer Zeit Jungerlen erneut aufwachsen. Diese urwaldartigen Bruchwälder sind sehr kostbar in unserer Landschaft, weil es sonst so gut wie keine Räume mehr gibt, in denen die natürliche Ökosystementwicklung ungestört ablaufen kann. Fast überall wird in die Natur eingegriffen, dynamische Prozesse werden unterbrochen und Entwicklungen in starre vorgegebene Bahnen gelenkt. Auslese geschieht nach menschlichem Ermessen, wodurch viele Arten auf der Strecke bleiben und die genetische Vielfalt und damit die Anpassungsfähigkeit in jeder Hinsicht gemindert wird.